



Anja Liedtke

# Stern über Europa

*ein  
Abenteuer-Roman*



ORANGE  
CURSOR  
.....

# **Stern über Europa**

Ein Abenteuer-Roman

Anja Liedtke

Verlag Orange Cursor

Erstausgabe im Januar 2014  
als Orange-Cursor-E-Book  
Alle Rechte bei Orange Cursor

Copyright © 2014  
by Orange Cursor  
A-9020 Klagenfurt  
Schlossweg 6  
[www.orangecursor.com](http://www.orangecursor.com)

Umschlaggestaltung: Klaus Hansen  
Print- und Erstausgabe: Assoverlag 2012

ISBN 978-3-902963-11-6

Die Welt ist nicht so, wie sie ist, sondern so, wie sie sein könnte.

*Bakunin*

Hanna und Jens saßen schweigend am Tisch und rührten in ihren Tassen.

»Darf ich abräumen?«, fragte der dunkelhäutige Kellner. Sein Gesicht hatte helle Flecken, offenbar war er lange nicht an der Sonne gewesen.

»Ja. Aber ich nehme noch einen Kaffee.« Hannas Französisch war in der Frühe etwas unbeholfen.

»Sofort, Madame.«

Der Kellner nahm die warmgestellte Kanne von der Anrichte und schenkte Hanna mit großer Gebärde nach, als kredenze er ihr etwas unendlich Kostbares. Tatsächlich konnte sie sich kaum etwas Wertvolleres vorstellen als Kaffee nach dem Aufstehen, spätestens nach dem Duschen. Vielleicht noch: auf einem Gipfel in einen Apfel zu beißen; ein heißes Bad nach einer Sechsstundenwanderung; Liebe am Sommersonntagnachmittag, wenn zu Hause in Deutschland ihr unterkühltes Schlafzimmer sich endlich ein wenig erwärmte. Das waren ungefähr die Dinge, die in Hannas Augen das Leben lebenswert machten. »Vergiss Champus, Drogen und den Sechser im Lotto. Das Glück liegt in einer Tasse Kaffee!«, murmelte sie nur für Jens verständlich. Er war es gewohnt, dass ihr morgens die Zunge am Gaumen klebte – erst vom Morgenmuffeln, später vom Kaffee.

»Jaja, da verschwendet man seine Zeit mit Arbeiten, statt den Augenblick zu nutzen«, beschwerte sich der Fotograf.

Der Kellner erwiderte Hannas Dank mit einem für das Personal dieses Hotels außergewöhnlich freundlichen Lächeln und brachte die Kaffeekanne auf die Heizplatte zurück. Hanna entspannte sich und rührte in ihrer gefüllten Tasse. »Er hat vergessen, dir einzuschenken.«

»Ich bin's ja nicht anders gewohnt. Alles für die Textredakteurin, der Fotograf steht hinten an. Ich geh jetzt telefonieren.«

»Wie lieb, dass du ihn mir stärkst, meinen Rücken.« Hannas leise Ironie ging unter im Getöse, als Jens seinen Stuhl mit den Kniekehlen über die marokkanischen Fliesen nach hinten schob. Sie schaute über den Tassenrand seinem Gang nach. Obwohl er erst Anfang dreißig war, zeigte er eine runde Halbglatze zwischen den blonden Haaren, und jedes Mal, wenn er unter einer Glühbirne vorbeikam, glänzte auf seinem Schädel

ein Licht auf. Nur der Reflex machte die Glühbirnen überhaupt sichtbar, überflüssig brannten sie in dem Raum, der von großen Panoramafenstern durchleuchtet war. Auf dem Weg zum Telefon zündete er sich die erste Zigarette an, falls er nicht gleich nach dem Aufwachen im Bett eine geraucht hatte.

Sie fand es wunderbar, wenn Jens morgens telefonieren ging. Es bedrückte sie keineswegs, dass er vom Frühstückstisch aufstand, um seine Freundin in Deutschland anzurufen. Auf diese Weise konnte Hanna in Ruhe ihren Kaffee zu Ende trinken, unbeobachtet das vierte Stück Baguette essen und ohne schlechtes Gewissen weiter schweigen. Er wusste: Vor der ersten Tasse war seine Kollegin nicht ansprechbar. Oder jedenfalls, eine verständliche Antwort durfte man nicht erhoffen. Wenn er mit ihr arbeiten wollte, musste er nach dem Aufstehen für Kaffee sorgen. Nicht gerade der Job eines Fotografen, aber was tat man nicht alles für seine Kollegin. In Hotels, die nicht auf europäische Touristen und Journalisten eingestellt waren, in Ländern, in denen Tee statt Kaffee getrunken wurde, verzögerte sich der Start in den Arbeitstag. Denn zuerst musste irgendwo das Aufputzmittel her. Hatte Jens diese seine Aufgabe erfüllt, übernahm Hanna das Kommando des Tages. Sie war der Boss. Im Idealfall konnte sich der Textjournalist den Fotografen aussuchen, mit dem er fliegen wollte.

Jens schoss die Fotos und schickte sie an die Heimatredaktion. Er tat es mit der Wehmut jener, die jahrelang im Ausland ausharrten. Ganz langsam hatte er früher, in der Zeit vor den Digitalkameras, die schwarzen Filmdosen in den braunen Recyclingumschlag gelegt, Stück für Stück, als lege er sein Heimweh hinein, hatte sorgfältig die vertraute Adresse des Essener Verlagshauses auf die Versandtasche geschrieben und diese dann umständlich zugeklebt, damit keines seiner Gefühle herauskollerte. Heute wusste er nicht mehr, wohin mit seinen Gefühlen, für seine Sehnsucht gab es kein Ritual mehr, keinen Postweg. Sprechen konnte man über solche Empfindungen nicht, es zwang ihn niemand, diese Auslandsreisen zu unternehmen. Aber ging es im Grunde nicht jedem so? Keiner wurde zu seinem Job gezwungen, aber wirklich gern machte man ihn auch nicht. Fotografieren war seine Berufung – Reisen nicht.

»Warum mach ich das? Für Hanna.« Dies blieb unhörbar, Autohupen, Fahrradklingeln, lautes Stimmengewirr und das Zischen von Fett oder Wasser auf heißen Kohlen drangen durch die Glastüren von draußen in die Lobby.

Überhaupt war Jens' Stimme selten zu hören. In Anwesenheit von Hannas Gesprächspartnern, seinen Fotomotiven, sagte er grundsätzlich kein Wort, er redete allenfalls, wenn er mit Hanna allein war, und am Telefon mit Karin. Sein Auftrag war es, die Augen offen zu halten. Das gelang ihm vom ersten Augenaufschlag an. Das Wort »Augenblick« besaß für ihn eine ursprüngliche Bedeutung. Ein Moment, eine wache

Bewegung der Linse, scharf stellen, Blick, Klick. Bereits der Weg zum Telefon, am Fenster vorbei, fächerte sich vor seinem Blick auf als eine Reihe von Motiven: Weit draußen in der flirrenden Hitze mitten auf einem Stoppelfeld ein dunkler Junge in verstaubter weißer Baumwolle, mit geradem Rücken nachdenklich auf einem Strohhalm sitzend. Sätze der Junge entspannter, eingesunken, krumm, an das Stroh gelehnt, hätte Jens nicht unbedingt gewusst, dass er nachdachte.

Jens fokussierte, was unüblich war, zuerst den Hintergrund. Ihm war nicht klar, ob das ein Fehler war oder das Gütegeheimnis seiner Fotos. Im Vordergrund, von außen an die vom Saharasand verstaubten Panoramscheiben gelehnt, zwei dunkle Anzüge, die aufeinander einredeten, Händler von der Sous-Ebene wahrscheinlich, die um irgendetwas feilschten. Derselbe Kellner, der vor ein paar Minuten Jens' Kaffeetasse übergeben hatte, servierte ihnen auf einem Plastiktablett zwei kleine Gläser mit schwarzem Tee und frischen Minzblättern. Wie heiß der Tee war, war daran zu ermessen, wie hoch oben am abgestoßenen Goldrand der Kellner die Gläser fasste und wie schnell er sie wieder abstellte. Währenddessen schlug unter dem Tisch einer der Anzüge ein Bein über das andere. Dabei zertrat er eine fingerlange Kakerlake, merkte es nicht, obwohl Jens meinte, durch die Scheibe das Knacken des Panzers zu hören. Die Wahrnehmung richtete sich nach der Erwartung. Es kam ihm auch so vor, als höre und sehe er Fliegen, die vom Fleisch aufstoben, wenn der Mann da drüben hinter dem Straßenstand ein Stück zum Braten aufnahm. Der Hackfleischbräter befand sich im Mittelgrund des Bildausschnitts, zu weit weg, um die aufstiebenden Fliegen auf dem Fleisch zu erkennen, das in der Sonne vor sich hindunkelte. Eine Rauchwolke breitete sich aus. Den eigentümlichen Gewürzgeruch bildete Jens sich nicht ein, er drang durch Wände. »Riecht nach Kamel, wie immer«, dachte er. Das Fleisch konnte aussehen wie es wollte, Jens brauchte nach dem Verzehr dennoch niemals Imodium. Großzügig konnte er das Magen-Darm-Medikament an die Hotelgäste verteilen, an die Zweiwochentouristen, die er neidisch beäugte, weil sie auf ihre stündlich heimwärts startenden Maschinen warteten.

Die sandverklebte Fensterscheibe verschleierte ihm die Aussicht, das Freizeichen rief ihn nach Deutschland. Sein Blick fand das Gesicht seiner Freundin auf der verkratzten Plastikscheibe der Telefonzelle.

Hannas Lebensgefährtin erwartete nicht, dass sie ihn früh am Morgen anrief. Beide Männer akzeptierten ihre Eigenart, der eine, indem er allmorgendlich mit seiner Freundin in Essen-Werden telefonierte, der andere, indem er nicht auf ihre Anrufe wartete. Die fanden nicht täglich statt, sondern je nach Stimmung und dann abends, wenn sie müde war und es vermisste, sich im Bett an seinen warmen Rücken oder seinen herausgestreckten knöchigen Hintern zu lehnen. Am Ende des Tages war sie

normalerweise so fertig, dass sie sich nicht vorstellen konnte, jemals wieder allein und ohne Hilfe ihren anstrengenden Job zu erledigen. Am folgenden Tag, nach dem Frühstück, brauchte sie niemanden mehr.

Sebastians Hintern, spitzer, härter, kantiger als Jens' Gesäß, war eines ihrer mehr als dreitausend Kilometer Distanz überbrückenden Telefonthemen. Das andere bestand in Hannas Arbeit.

»Wie ist das Wetter in Deutschland? Regnet es? Wie ich euch beneide! Hier hat es auch geregnet, als wir gelandet sind. Damals hab ich gedacht: Die sind ja verrückt, die Marokkaner. Inzwischen würde ich es genauso machen. Weißt du, was sie tun, wenn's regnet? Rausgehen. Bei uns hat es vierzig Grad im Schatten. Unterwegs müssen wir die Autofenster zumachen – fest zu, verstehst du! –, weil der Wüstenwind so beißend heiß ist. Die Klimaanlage ist kaputt, versteht sich. Das ist, wie wenn dir jemand ständig einen Föhn auf Stufe drei ins Gesicht hält. Und das kilometerlang. Von Marrakesch über den Hohen Atlas, rauf auf zweitausendfünfundneunzig Meter, um genau zu sein. Du glaubst es nicht, Sebastian: solche Serpentina, gegen die sind die Alpenstraßen Flugzeuglandebahnen.«

Sie wusste nicht, ob es Jens übel wurde von den Kurven oder von der Hitze. Sie wusste nur: Er hatte es am Magen. Sie sah es ihm nicht immer an, oft war er nur ganz still in eine Ecke gekrümelt und starrte vor sich hin. Er sah ihr nicht in die Augen, so als schäme er sich für seine Schmerzen. Immer hatte sie Angst, wenn sie unterwegs waren. Sie wusste nicht, was ihm fehlte. Was sollte sie tun, wenn es richtig schlimm käme? Niemand wäre in der Nähe. Im Gebirge sahen sie stundenlang kein Leben, Stunde um Stunde im Auto und kein Mensch. Von Weitem sah man, aber nur, wenn man genau hinsah, gelbe Dörfer in den gelben Fels gekittet. Und dann auf einmal am Straßenrand ein Berber, alt und unbeweglich wie ein Stein. Hockte da und starrte auf die Straße.

»Wir sind dann noch ein paar hundert Kilometer weitergefahren, aber der hockt wahrscheinlich immer noch da. Ob er den Sinn des Daseins gefunden hat und deshalb so ruhig dasitzt – vielleicht auch resigniert, oder glücklich –, anstatt der Antwort hinterherzurennen wie wir? Oder wartet er, dass die Antwort zu ihm kommt? Was meinst du: Ist sein Leben die Erfüllung, oder ist es einfach nur armselig? Schadet es der Welt weniger, bloß dazusitzen, oder nutzt es ihr mehr, sich im Dienste der Menschheit abzu trampeln?«

»Keine Ahnung«, antwortete Sebastian.

Zum Aussteigen war es zu heiß, sie wollten weiter, schraubten sich durch die Berge. Sie kurbelten die Fenster zu, die stehende Hitze im Auto war immer noch erträglicher als der Fahrtwind, der wie Feuer hereinfachte. Das Wasser in den Plastikflaschen schmeckte heiß auf der Zunge. Trinken, trinken, trinken. Trotzdem schwitzten sie nicht und mussten den ganzen Tag nicht urinieren. Eine Toilette hatten sie ohnehin nicht gesehen. Schließlich rollten sechs leere Literflaschen über den staubigen Autoboden. Staub, Staub, Staub überall.

Hinter einer Kurve tauchte ein Haus auf. Vor dem Haus stand ein Schwarzer. Sie hatten Hunger trotz der Hitze. Ob sie Rühreier mit Tomaten wollten? Es schmeckte großartig. So störte es auch wenig, dass der Wirt aus purer Höflichkeit nur einen Schritt von Hannas und Jens' Tisch zurücktrat, um ihnen während der ganzen Mahlzeit beim Essen zuzusehen. In dieser Position gab er eine Gasse frei, damit auch der Koch, der vors Haus getreten war, dem Schauspiel aus der Entfernung beiwohnen konnte.

Dann sprang der Wagen nicht an. Die Sonne stach durch die Kleidung und schmerzte auf Schultern und Kopfhaut. Seine AAA, seine Auslandsaufenthaltsamischirmmütze, saß auf Jens' Halbglatze, doch als müsse er trotzdem noch einen Sonnenbrand, gar Schäden fürs kostbare Gehirn befürchten, schüttete er das rare Trinkwasser auf sein Taschentuch und platzierte es unter der Mütze.

Nie fortkommen, fürchteten sie. In der Sonne vertrocknen. Der Kreislauf bricht ihm zusammen, dachte Hanna, während Jens die Panik und sein schlechter Magen im Gesicht standen. Ob er das ewige Olivenöl nicht vertrug oder die wechselnden Küchen? Sie sprachen nicht darüber. Sie wusste, er mochte das nicht, und sie hatte Sorge, dass er eines Tages nicht mehr mit ihr käme. Was außerdem sollte sie sagen?

Mit dem Wir-schaffen-alles-Lächeln versuchte sie ihm Mut einzuflößen, als es hieß, die alte Karre in Gang zu bringen. Sie schob an der Beifahrertür, die linke Hand auf dem brennenden Blechdach. Er lief neben der offenen Fahrertür her, hielt mit der Rechten krampfhaft den erhitzten Plastiklenker umklammert. Nur ja nicht den Wagen über die Serpentine hinaus lenken. Jenseits fiel das Gebirge mehrere Hundert Meter tief ab.

Was man für unsinnige Angst hat in solchen Momenten.

Sie hätten bei den beiden Schwarzen leben können, statt in der Hitze zu verdorren.

Jens' Gesicht zeigte Erleichterung, als der Wagen endlich ansprang, doch als sie losfuhren, wurde es zum Spiegelbild seines verzerrten Magens. »Wenn uns hier ein Bus entgegenkommt!« Was man für unsinnige Angst hat in solchen Momenten.

»Quatsch, hier fährt höchstens einmal in der Woche einer«, tröstete Hanna.



Plötzlich war der Bus vor der Windschutzscheibe. Jens riss das Lenkrad herum, der rechte Rand der Schotterpiste wurde rasend schnell schmaler und schmaler, Hanna sah keine Straße mehr, schon schaute sie elendig weit in die Tiefe. Sie fühlte, wie ihr das Adrenalin einschoss und sie spürte, wie Jens neben ihr alle Muskeln anspannte.

Das war gestern gewesen. Jetzt waren sie durch den Hohen Atlas hindurch. Bisher war es zwar heiß, aber der Wind hatte vom Meer her geweht. Nun drehte er, kam mit großer Geschwindigkeit und Wolken von Sand und Staub aus der Wüste.

»Du kannst dir das nicht vorstellen, wenn du es nicht erlebt hast. Von wegen Föhn auf Stufe drei! Den Föhn kannst du ja abstellen, Stecker raus, basta. Der Wind bläst unerbittlich weiter.«

In Essaouira peitschte der Wüstensturm Sandnadeln in ihre Häute. Jens war übel. Die Nacht schlugen sie sich mit Schlaflosigkeit, Hitze, Lärm und großen Käfern herum. Alle Stunde gingen sie duschen, im Wechsel. Sie teilten sich eine Brause auf dem Flur. Nicht zu kalt, das durchblutete und man schwitzte ärger. »Feucht ins Laken hüllen, das kühlt«, riet Jens, als er Hanna auf dem Gang begegnete. Sicher, eine halbe Stunde lang half es. Bis das Tuch trocknete.

Die ganze Nacht lang trommelten und schellten esoterische Rhythmen aus einem Luxusrestaurant. Als sie sich erneut vor der Dusche trafen, fragte Hanna Jens: »Wie halten sie das aus? Wieso schwitzen die nicht?«

»Die sind zugekiff, ich war nachsehen. Hast du die regelmäßigen Pausen in der Musik bemerkt? Da rauchen sie einen Joint.«

»Könnte uns das auch helfen?«

Gegen Morgen kam der Wind für eine Gnadenfrist vom Meer her. Man atmete und schlief, bis um sechs herum der Muezzin vom Minarett der Moschee ins Mikrofon sang. Hanna schaute nicht aus ihren übermüdeten, vor Hitze geschwollenen Augen. Die trockene Zunge klebte unterm Gaumen, zwischen den Zähnen knirschte Sand. – »Im Bett, verstehst du?«

Jens hatte Kaffee und eine Sonnenbrille besorgt. Er war nicht gesprächig gewesen.

»Wortkarg ist er wie du«, wollte Hanna anfügen, ließ es aber, wusste sie doch, was Sebastian konterte: »Einer von uns kann nur reden.«

Hanna fahndete nach frischer Luft, stieß unwillkürlich die Tür der Telefonzelle auf.

»Was soll das? Du weißt, dass du nirgends ein Lüftchen findest«, sagte von draußen Jens. Der rational denkende Mann. Ein Ertrinkender in der Wüste sucht doch nach

Wasser, obwohl er weiß, dass es keines gibt. Es musste einen dünnen Streifen frischen Sauerstoffs geben!

»Ich ersticke.« Ihre Gedanken lösten sich von den vergangenen Ereignissen, blieben an der stählernen Schwelle der Zelle stehen wie der Cursor am Absatz zwischen der Hintergrundreportage und dem Interview. Sebastian wusste, dass Teile des Erzählten als Text in Hannas Kopf verschriftlicht und nicht nur für ihn bestimmt waren. Da er nicht lange an einem Gedanken festhielt, fragte er sich nicht, ob ihn das enttäuschte.

»Du hast meine volle Unterstützung. Ich stehe hinter dir«, sagte er.

»Warum sagst du das?«, fragte Hanna.

»Ich dachte, du leidest an Stress.«

»Warum verlangst du nicht, dass ich aufhöre? Warum sagst du nicht: Komm nach Hause?«

»Das willst du nicht hören.«

»Hm. Also dann, es ist schon spät. Ich muss noch arbeiten.«

»Tu das, Schatz. Und bleib weg von offenen Fenstern.«

»Zitiere einen anderen Roman.«

»Zum Beispiel?«

»Ich liebe dich.«

»Wo steht das?«

Beschäftigte er sich mit anderen Dingen, während sie den Hörer heiß redete? Er schien seine harsche Abwehr gar nicht bemerkt zu haben. »Sag doch was!«, bat Hanna.

»Du lässt mich nicht zu Worte kommen.«

»Ist nicht wahr.«

»Da hast du Recht. Aber ich hab nichts erlebt.«

»Bist du deshalb kurz angebunden?«

»Ja.«

»Man sollte nie Fragen stellen, auf die einer mit ›Ja‹ oder ›Nein‹ antworten kann.«

»Ich bin keiner von deinen Interviewpartnern.«

»Eben. Deswegen tu ich's bei dir ja auch.«

»Außerdem weißt du, dass ich nicht gern telefoniere.«

»Was war im Büro?«

»Nichts Besonderes.«

»Hast du die Firma noch nicht in Grund und Boden gewirtschaftet?«

»Bin noch dabei. Und du wirtschaftest dich zugrunde, wenn du deine ganzen Spesen vertelefonierst.« Die Rechnung belief sich jedes Mal auf weit über fünfzig Dirham, obwohl sie sich Mühe gab aufzulegen, bevor er sie enttäuschen konnte.

Sebastian kam beim Ausziehen nicht weiter. Die weichen englischen Lederschuhe, die schwarzen Baumwollsocken, die graue Anzughose von Windsor, die weiße Knopfleiste hatte er während des Telefonierens mit einer Hand bewältigt. Aber für die Manschetten brauchte er zwei Hände. Und sowohl das Hemd als auch die gut rasierte Wange waren zu glatt, um den winzigen Telefonhörer mit der Schulter einklemmen zu können. Also wartete er, dass Hanna zum Ende kam. Derweil zupfte er die Unterhose aus der Spalte, ließ sich in seinen Sessel fallen, den er bis zum Schlafengehen nicht mehr zu verlassen gedachte. Er ordnete die geöffneten Hemdschöße, versuchte sie glatt zu ziehen, bis sie so makellos fielen wie der Teil des Hemdes, der nicht in der Hose gesteckt hatte, gab es auf und ordnete stattdessen seine Hoden. Nachdem er noch die Fernbedienung und ein paar Bücher auf dem gläsernen Tisch zurechtgerückt hatte, fand er, es sei an der Zeit, das Gespräch zu beenden. Er war es zufrieden, allein und müde vor dem Fernseher zu sitzen. Bei jedem Film merkte er nach zehn Minuten, wie miserabel der Streifen war, und schaltete um. Hatte Sebastian sich auf diese Weise ein bis zwei Stunden durchs Programm gezappt, legte er die Fernbedienung auf den Tisch zurück und griff nach einem seiner Romane, die dort bereitlagen.

Morgens war er in Höchstform. Er sprang aus dem Bett, als hätte er von seiner Siegerurkunde bei den Bundesjugendspielen geträumt. Er piffte in den höchsten – wie seine Lebensgefährtin fand: in den schrillsten – Tönen. Er sang und alberte in seiner verstellten Kinderstimme, die im Laufe des Tages zur Elternstimme alterte. So sehr Hanna ihn in den Abendstunden vermisste, morgens war sie froh, den schweigsamen Jens um sich zu haben, der zum Telefon ging, wenn er reden wollte.

\*\*\*

Flamingos standen im Sous-Delta, in das die Flut langsam ihre Wellen ergoss. Zwei Menschen am Ufer schwenkten eine blaue Fahne. Das war ihr Zeichen. Mit einem winzigen Boot durch die Strömung des Deltas paddelten die Leute von der andern Seite herüber, um Hanna und Jens abzuholen. Solange die Nusschale zu leicht war, stocherten sie mit den Paddeln unnütz in der Strömung. Also sprangen sie heraus, schwammen, das Boot hinter sich herziehend. Hunderte von rosa Flügeln stiegen auf. Es gab viele Krebse in dieser Saison, umso stärker färbten sich die Flügel der Flamingos. Weiter flussabwärts ragten Reiher schlank und grau zwischen all dem Rosa

aus dem Wasser. Schwarze Kormorane hielten sich knapp über dem Wasserspiegel und tauchten ein, ohne die Oberfläche auch nur zu kräuseln, sobald der Bug des Bootes sich auf zwanzig Meter näherte. Am Delta warfen sich Sanddünen auf, die sich die Küste entlang erstreckten. Sie waren von einer hohen roten Mauer durchzogen: Im Dreieck zwischen Meer und Fluss gesichert lag der Königspalast. Hinter den Zinnen und Wachtürmen war kaum mehr als ein Pinienhain zu erkennen, einzig das Minarett der herrschaftlichen Moschee stach heraus. Doch gerade im Verborgenen liegend wirkte die Residenz märchenhaft und kolossal. An einem Ende des Walls zeigte fettes Grün, welches vierundzwanzig Stunden am Tag besprengt wurde, den Golfplatz an. Nur wenige Meter daneben, links und rechts der Mündung, schwankten auf dem Strand Haufen aus Ästen und Tuch, die sich als von Menschen bewohnte Hütten erwiesen.

»Was sind das für Leute in den Strohhütten? Wohnt da unter den Plastikplanen jemand?«, fragte Hanna einen der beiden Paddler.

»Schwarze.«

»Das sehe ich.«

»Woher kommen Sie?«, wollte der Bootsmann statt einer Antwort wissen.

»Wer?«

»Na, Sie!«

»Deutschland.«

»Da wollte ich hin. Nur ansehen, Ferien, verstehst du? Zweitausend Euro würde man brauchen, um reinzukommen, hat man mir gesagt. Ich hatte das Geld. Ich bin durch die ganze Wüste und dann mit dem Schiff gefahren. Ich war verdammt seekrank. Und dann haben die Deutschen nicht mal die Chance gehabt, mich an der Grenze abzuweisen. Die Italiener haben mich gar nicht erst an Land gelassen. Ob ich Geld hätte, sonst müsste ich sofort zurück. Ich hab's vorgezeigt. Trotzdem, ich sollte gleich umkehren. Nicht einen Fuß durfte ich auf festen Boden setzen, auf dem Bootssteg war Schluss. Am liebsten hätte ich denen vor die Füße gekotzt.«

In Hannas Kopf formte sich die Geschichte des Mannes, eine berührende Dokumentation, und mischte sich mit ihren eigenen Erinnerungen; und während sie die Linie suchte, die Wasser und Sand, Schwanken und Taumeln voneinander schied, summte sie vor sich hin.

»Ich ging an Bord, hab überhaupt nicht drüber nachgedacht. Ins Filmgeschäft kommt man ganz leicht, so hieß es immer und ich hab's geglaubt. Es regnet nie in Southern California ... Ja, solche Sachen reden sie dir ein. Ach Mädchen, haben sie dich nicht gewarnt? Es gießt, es gießt! Keine Arbeit und kein Brot, kein Stolz mehr, ich verlier noch den Verstand. Bin ohne Freunde, Hunger hab ich, will nach Haus. Sag meinen

Leuten, ich hab's fast geschafft. Ich muss mich nur noch für ein Angebot entscheiden. Sag ihnen bitte nicht, wie du mich vorgefunden hast. Sag nichts und lass mich einfach nur in Ruh. Es scheint, es regnet nie in Kalifornien. Ich habe das Geschwätz zu oft gehört! Ach Mädchen, haben sie dich nicht gewarnt? Es gießt, es gießt!«

»Das ist gut, was ist das?«, fragte Jens.

»Ein Lied. Ich kann nicht singen, darum merkt man es nicht«, sagte Hanna, während ihre Augen sich mühten, Sanddünen und Wasserdünen auseinanderzuhalten.

Jens schwieg. Er beobachtete das Ufer.

»Waren Sie in Kalifornien?«, fragte der Paddler.

»Ja«, sagte Hanna.

»Und?«

»Was: und? Mir hat's immer vollauf genügt, bloß Journalistin zu sein.«

Der Bootsmann lachte krächzend wie eine Möwe. In diesem Moment der Unachtsamkeit ergriff eine Woge das Boot von der Seite. Der Bootsmann drehte sich zum Bug und wendete das Boot, sodass es die Wellen schnitt.

Hanna und Jens versuchten, im flirrenden Licht flussaufwärts zwei Dörfer auszumachen, die dort irgendwo liegen mussten.

»Was wollen Sie da? Da ist so gut wie niemand«, sagte einer der Paddler.

»Genau den suchen wir.«

Weil ihr Interviewpartner seit dem Spanischen Bürgerkrieg 1936 unter Verfolgungswahn litt und keine Aufmerksamkeit auf sich ziehen wollte, und weil Hanna dies respektierte – Sebastian lachte, als habe sie einen Witz gemacht –, hatte sie sich als Berberin getarnt.

»Kein Problem mit deinem dunklen Kraushaar«, hatten die Marokkaner gesagt und gelacht.

»Sie haben mir die Hände und Füße mit dünnen Pinselstrichen aus Henna verziert. Es sieht hinreißend aus, sagt Jens und du weißt, wie sparsam der mit Komplimenten ist. Was ich ihm nicht gezeigt habe: dass mir die Frauen auch andere Körperteile bemalt haben. Als ob das nötig wäre. Ich habe nicht vor, mich vor dem alten Spanienkämpfer auszuziehen. Ich wollte es eigentlich auch nicht machen lassen, aber die Frauen haben mein Berbergewand hochgehoben und mich ausgelacht, weil sie dachten, ich würde mich genieren. Ich hab ganz heiße Wangen bekommen und sie tätschelten mich, belustigt und zur Beruhigung. Verstehen konnte ich sie ja nicht, aber der Klang ihrer

Stimmen hat mich tatsächlich besänftigt. Dazu haben sie immerzu gelacht und genickt. Und kannenweise Tee serviert. Während sie mit meinen Händen zugange waren, haben sie mich mit Süßigkeiten gefüttert. Nach der Prozedur haben mir die Männer bestätigt, dass ich wie eine Einheimische aussehe.«

»Haben die Leute dich etwa nackt gesehen?«

»Selbstredend nicht, im Berberkostüm. Ich darf nur den Mund nicht aufmachen.«

»Und? Hast du diesen Spanienkämpfer gefunden?«

»Nein, wir haben uns zu lange in Frankreich aufgehalten. Mir war gar nicht in den Sinn gekommen, dass der alte Mann durch die Gegend reisen könnte. Jetzt soll er sich in einem Bergdorf aufhalten.«

»Willst du ihm nach?«

»Wozu bin ich sonst hergekommen?«

»Ist das nicht reichlich viel Aufwand?«

»Findet mein Chef inzwischen auch. Aber umsonst will er uns nicht geschickt haben. Er kann sich nicht entscheiden, ob wir weitersuchen oder zurückkommen sollen. Und Aventura macht sich allmählich interessant. Es wirkt fast so, als wolle er sich uns entziehen.«

»Aber er hat einem Interview zugestimmt.«

»Das hat sein Freund gesagt. Was weiß ich.«

»Also warum dann ...«

»Schatz, ich weiß es nicht. Weil er paranoid ist?«

»Wo bist du jetzt?«

»Wir sitzen gerade in der Dämmerung am Pool und beobachten, wie sich die Fledermäuse ins Becken stürzen. Sie berühren die Wasseroberfläche aber nur ganz kurz mit dem Schnabel, nippen gerade mal ein Tröpfchen, stell dir vor: im Flug. An Abenden wie diesen fühle ich dich neben mir sitzen und dieselben Dinge sehen. Würdest du nicht gerne den langen Jens im blauen Gewand der Tuaregs bestaunen? Und mich als Berberin?«

»In Blau oder nackt?«

»Wie du willst.«

»Blau steht dir.«

Hanna schwieg. Ließ ihm Zeit, ein erotisches Bild von ihr zu malen. Braune Haut, ausgewickelt aus dunklem Blau, duftend nach Salz und Sonne. Seine Nase würde an ihrem Bein hinauffahren ... »Blau steht dir«: Er zog ihr die Kleider an, nicht aus. Galt das Atmen in der Leitung überhaupt ihrer Fantasie, oder kam es von einer profanen Tätigkeit?

»Also willst du oder nicht?«

»Was?«

»Herr Gott. Dein Tag war nicht besonders, stimmt's?«

»Es hält sich in Grenzen.«

»Ich höre schon, du bist schlecht gelaunt.«

Da es sich nicht um eine Frage, sondern um eine Feststellung handelte, sah sich Sebastian nicht genötigt zu antworten.

»Was geht in deinem Kopf vor? Was tust du so, was passiert den ganzen Tag? Ich kriege es einfach nicht aus dir heraus.«

»Ich kann doch nicht alles von A bis Zett erzählen.«

»Aber du sagst *nichts!*«

»Dafür redest du jede Menge.«

»Hättest du lieber eine geheimnisvolle Frau?«

»Wieso denn? Ich habe nur keine Lust, mein ganzes Leben auszubreiten.«

»Tu ich das etwa? Sprechen wir ununterbrochen über mich?«

»Wir reden über nichts anderes. Hey, war nicht böse gemeint. Ich höre dir gern zu. Ich liebe dich, mein Schatz. Bleib weg von offenen Fenstern.«

Sie hängte den heißen, feuchten schwarzen Hörer ein, ließ die Hand darauf liegen, legte ihre feuchte, heiße, in Falten gelegte Stirn auf den kalten glatten Handrücken. Zwischen Unterarm und Gesicht tropften Tränen auf den kaugummiverklebten Blechboden der Telefonzelle. Sie versuchte, zwischen den Wimpern mehr herauszupressen, feucht sollte alles werden! Aber eher schwämme die Zelle im Schweiß als in Tränen. Sie musste hier raus, es war zu stickig. Sie öffnete die Tür, die sich nur schwer drehen ließ, trat ins Freie. Für einen Augenblick tauchte die Vision auf, in die offene Welt, auf eine Bühne hinauszutreten, bereit für alles, was auch kommen mochte. Dann holte Sebastians Stimme sie wieder ein. Was tat daran so weh? Die Sehnsucht nach ihm? Oder das schlechte Gewissen, weil sie nichts und niemanden so sehr liebte wie unterwegs zu sein? Beides vermischte sich zu einem Elixier, das

berauschte, bittersüß, bis man in Ohnmacht fiel. Oder war das die Erschöpfung? Müde steckte sie die feuchten Finger in die altmodische Wählscheibe.

»Ich musste dich noch mal anrufen. Muss dir sagen, dass ich dich liebe. Was tust du gerade?«

»Ich esse.«

»Also störe ich.«

»Och.«

Es gab Menschen, die wussten nicht, wann ein Gespräch zu Ende war. Sebastian kam erst gar nicht bis zum Ende.

\* \* \*

»Ich hasse dich«, sagte Karin.

»Meinst du mich?«, fragte Jens zurück.

»Wen sonst? Ist da noch jemand am Telefon? Wann kommst du nach Hause?«

»Weiß nicht. Hanna kommt nicht aus dem Quark. Wir haben unser Interview noch nicht. Der scheint es hier zu gefallen.«

»Ich hasse dich.«

»Was kann ich denn dafür? Du solltest lieber Mitleid mit mir haben. Wo ich doch nichts anderes will als dich. Aber mach dir um mich keine Gedanken ...«

Schnippisch antwortete Karin: »Keine Sorge, mach ich schon nicht. Heute kommt Sebastian nach Werden.«

»Oh, das ist was Neues. Was tut er bei uns?«

»Dass er einfach nur mich besuchen kommt – ist das so abwegig?«

»Sebastian und jemanden besuchen? Ich dachte, der ist mit seinem Chefsessel verwachsen, seit sie ihn da eingepflanzt haben. Bestell ihm schöne Grüße.«

»Mach ich nicht.«

»Du, ich muss jetzt los. Arbeiten. Bis morgen, Mausezahn.«

»Du klingst so gehetzt ...«.

»Weil's mich so zu dir hinzieht! Bitte bitte wart auf mich.«

»Ich kann mich nicht entscheiden, ob du mir leidtust oder ob ich dich beneide. Das macht mich rasend.«

»Was soll ich tun?«



»Geh halt arbeiten«, sagte Karin.

Nachdem das Telefongespräch beendet war, schaute Jens an der Rezeption vorbei, um nach dem erwarteten Fax aus der Heimatredaktion zu fragen. Schweißgebadet wischte er mit dem Taschentuch unter seiner AAA-Mütze her.

Karin legte den Hörer hin und senkte zugleich ihr Hinterteil im Baumwollhöschen auf den Schreibtischstuhl. Schnell hob sie es wieder an, erschrocken von der Kälte, setzte sich dann trotzdem, presste die Knie zusammen, zog die Pyjamajacke enger um sich und wickelte sie in eine Faust, die sie an ihre Brust drückte. Die Ellenbogen an die Seite gepresst, damit wenigstens unter den Achseln etwas Wärme entstand, legte sie die freie Hand auf kyrillische Buchstaben. Sie sah Hanna und Jens in blauen Berbergewändern durch die Wüste wandern, sich selbst sah sie auf dem Plastikstuhl für kleines Geld Texte großer russischer Autoren ins Deutsche übersetzen. Sie sah Jens mit Hanna zusammen frühstücken, während bei ihr der Wecker klingelte, damit sie nur ja seinen Anruf nicht verpasste.

\*\*\*

»Filterkaffee, Fax, Fernsprechautomat – Journalistenherz, was willst du mehr.« Jens grinste aus dem Fenster zum Hackfleischbräter, der ihn nicht sah. Der Fotograf ging den Weg unter den Glühbirnen zurück, während er das Fax überflog. Es bereitete ihm Schwierigkeiten, die Kopie des Faksimiles zu entziffern. Die Vorlage musste aus den dreißiger Jahren stammen, der Text war im Exil entstanden: In den Dreißigern und Vierzigern waren solche Übersetzungen in Hitler-Deutschland und in Spanien unter Franco verboten.

In den Fünfzigern und Sechzigern schrieben Leute wie Souchy und Orwell über den Spanischen Bürgerkrieg. Nachdem in Deutschland der Faschismus endlich überwunden war, interessierte man sich für mögliche Alternativen zum Kapitalismus und zum Sozialismus, die, im Entstehen begriffen und noch wandelbar, wie Gespenster über den ängstlichen Gemütern schwebten. Sie spukten zwischen der Sowjetunion und den USA, konnten mit dem Ostwind oder mit dem Westwind jederzeit über Europa hergezogen kommen, um sich hier auszubreiten. Und überall, wo sie ihr Gespenstergewand niederlegten, würden beklemmende weiße Flecken auf den Landkarten zurückbleiben.

Orwell und Hemingway schrieben, fast ohne Waffen hätten die Anarchisten und die Mehrheit des Volkes sich sowohl gegen den Kommunismus gewehrt als auch gegen den Faschismus verteidigt. Die Frage blieb heute: *Was* hatten sie verteidigt, das sie zuletzt nicht mehr zu schützen vermochten vor Franco, der mit Hitler im Bunde war?

Sie nannten es die wahre Demokratie. Wie hatte sie ausgesehen? Vor allem: Was mochte man davon noch verwerten? Heute, da die westliche Welt nach einer nachhaltigen Entwicklung suchte, um ihre Gesellschaft, ihre Kultur und ihre Umwelt überleben zu lassen.

Auf die Antwort nach diesen Fragen hatte man Hanna und Jens auf die Suche geschickt. Doch nicht nur sie. Weltweit forschten Journalisten, Politiker, Wirtschaftstheoretiker, Gewerkschaften, Kirchen und ganze Städte nach Entwicklungsmöglichkeiten der modernen Demokratie. Angefangen hatte das mit der Vorbereitung auf den Riogipfel im Jahre 1992, auf dem hundertzweiundsiebzig Staaten die Agenda 21 beschlossen. Sie besagte: Um Umwelt und Lebensbedingungen der Menschheit auf dem Globus zu erhalten, müssten sich Handlungsweisen und Wirtschaftsstrukturen ändern. Dieser Wandel könne nur von den Menschen in den Städten, Kommunen und Regionen selbst ausgehen. Denn nur sie wüssten um die lokalen Probleme. Für klar umgrenzte Problemfelder seien gemeinschaftlich Lösungen zu finden, denen ein globales Ziel übergeordnet zu sein habe: Jede Entscheidung, die Bürgerinnen und Bürger fällten, sollte das Überleben auf der gesamten Erde in Betracht ziehen. Jeder Beschluss müsse an der Frage überprüft werden: Nutzt er dem Zusammenleben im globalen Dorf?

Eineinhalbtausend Städte und Regionen überprüften daraufhin ihre Stadtplanung, die Lehrpläne an Schulen und Universitäten, den Einsatz erneuerbarer Energien und viele andere Handlungsbereiche. Ihre Lösungen fanden sie in Diskussionen über die aktuellen Probleme vor Ort, in den Ansätzen des modernen Managements, in angepassten Wirtschaftstheorien – und in historischen Vorbildern. Wozu das Rad neu erfinden, wenn man aus der Geschichte und ihren Ideen das Beste herausziehen konnte? Die Fährte mustergültiger Beispiele aufzunehmen war Hannas Aufgabe. Und seit der Weltwirtschaftskrise 2008 der Auftrag Hunderter weiterer Journalisten.

Die Ideologie des Kapitalismus pur war dabei, sich ebenso zu diskreditieren wie die des Kommunismus. Beide kosteten auf unterschiedliche Weise Menschenleben und verschlissen auf gleiche Weise Lebensgrundlagen in Form von frischem Wasser, Wäldern, gesunder Luft und schadstofffreier Nahrung. Inzwischen hatte sich das System von Spekulation und Zinseszins in Verruf gebracht, denn es vernichtete Arbeitsplätze, Spareinlagen und die Natur, die am unteren Ende aller Wirtschaftsketten die Zeche zu zahlen hat. Lobbyisten, Großkonzernchefs und Großbanker hatten ihr einst hohes Ansehen längst verloren, denn sie waren es, die als Einzige zumindest kurzfristig von der Zerstörung des Planeten profitierten. Die Zeit brach an, wo die Politiker dem Lobbyismus endlich Widerstand zu leisten gedachten. Was an dessen Stelle zu treten hatte – darüber nachzudenken fanden sie indessen kaum Raum und Zeit. Denn alle Zeit und alle Räume waren bereits von Interessenvertretern besetzt.

Dem Faksimile angehängt waren die Kopien moderner Druckseiten. Der Fotograf überflog diese Hintergrundinformationen, um sich ein Bild davon zu machen, worauf es für ihn ankam, was er auf welche Weise zu fotografieren hatte. Zu Namen und Daten fand er nur stichpunktartige Angaben – darauf kam es also nicht an. Kaum Personen, das hieß für ihn: wenig, das man sehen, anfassen und bildlich darstellen konnte. Es ging um Inhalte. Schlecht für Jens, schlecht aber auch für die Textjournalistin. Abstrakta ließen sich schwerer vermitteln, galten folglich als unbeliebt. Der moderne Leser liebte Illustrationen. Die waren schnell und leicht zu erfassen und schienen die Wahrheit zweifelsfrei zu beweisen. Abstrakten Gedankenkonstrukten hingegen brachten die Leute ein Misstrauen entgegen, das sie selbst für gesünder hielten, als es oft war. Eigentlich müsste die moderne Rezeptionsweise dazu führen, dass die Arbeit des Fotografen angemessen anerkannt wurde; doch Jens war sich bewusst, dass die Zeit des Betrachters knapp war und zum genaueren Hinsehen keine Zeit blieb. Montagen, Manipulationen fielen nicht weiter auf. Jens dachte an die ölverschmierten Vogelleichen, angeblich Opfer des Golfkrieges. In Wahrheit war das das Bildmaterial von einem Tankerunglück gewesen. So lenkte man von fehlenden Informationen ab. Er konnte grob und nachlässig arbeiten, es merkte nur ein Profi. Wozu, so fragte er sich manchmal, machte er sich die Mühe, minutenlang die richtige Einstellung zu finden, stundenlang auf das beste Licht zu warten, immer wieder um das Motiv herumzuschleichen für die eine, die *richtige* Perspektive, welche die *Wahrheit* zeigt?

Und was sollte in dieser aktuellen Sache übermittelt werden? Wenn komplexe Inhalte das Thema darstellten, blieb zur Bebilderung nur der Interviewpartner. ›Porträt eines Spaniers im Exil, das er seit 1936 nicht verlassen hat.‹ Im Hintergrund Marokko und einige charakteristische Details, um das Foto des Alten herumgruppiert. Würde es Außen- oder eher Innenaufnahmen geben? Gleißende Sonne oder jenes tiefe Dämmerlicht, das typisch für marokkanische Häuser war? Spanische Häuser waren übrigens genauso: der historische und der aktuelle Background mit ein und derselben Belichtung. Den Hintergrund könnte man so wählen, dass es Marokko oder auch Spanien sein mochte.

Nur der Interviewpartner musste eindeutig sein. Um wen handelte es sich? Er stellte eine interessante Informationsquelle dar, und wenn es weiter keine Fotos gab, ließe sich mit dem Mann etwas konstruieren. Hanna hasste es allerdings, wenn die Bilder die Aufmerksamkeit weg von den Inhalten auf die Quellen verschoben. Die Leser interessierten sich zu sehr für Personen, sagte sie. War das ein Fehler?

Es handelte sich um einen alten Spanier, also wahrscheinlich dunkel gekleidet. Dunkle Figur vor dämmrigem Hintergrund. Jens konnte aber keine Scheinwerfer mitnehmen. Also mussten die Objektive und alles andere Zubehör auf extreme Lichtverhältnisse

eingestellt sein. Jens musste für jeden Fall vorbereitet sein. Er packte in Gedanken seine Fototasche: zwei Gehäuse, das 90er Objektiv für Porträts, das 50er, das 35er, die kleine Kompaktkamera musste er umpacken. Auch das Stativ war noch nicht in der Tasche. Ein Blitzlicht fehlte nie, auch nicht tagsüber. »Wir sind mal wieder mit zehn Kilo Ausrüstung dabei.«

»Stell dir vor, das schnellste aller Archive hat uns das angeforderte Material endlich gefaxt.«

»Sei nicht zynisch. Ich hätte mir das eigentlich beschaffen müssen.«

»Können wir was dafür, dass wir zwischen Frankreich und Marokko keinen Aufenthalt in der Heimatredaktion bekommen haben?«

»Hättest du gern gehabt, nicht?«

»Und du? Würdest du nicht gerne deinen Sebastian sehen?«

»Erinnere mich, dass ich ihn heute Abend anrufe.«

»Tu es gleich. – Warte: Nachdem du mir erklärt hast, was für Sektierer diese Syndikalisten sind.«

Jens legte das Fax vor sie auf den Frühstückstisch, an dem Hanna bei der vierten Tasse Kaffee saß. Sie hatte die halbe Nacht nicht schlafen können, wegen der Hitze und vor Sehnsucht, wonach, wusste sie nicht.

»Keine Sektierer. Im Frankreich der Jahrhundertwende bildeten sie die stärkste Gewerkschaftsbewegung. In Spanien hatten sie Millionen Anhänger. Sie waren keine Volksvertreter, sie waren das Volk. Das siehst du schon an ihren Methoden, passiver Widerstand zum Beispiel. In Frankreich weigerten sich Kellner, den Restaurantgästen halbverdorbenes Essen vorzusetzen. Bauarbeiter sprachen sich ab, kein unzulängliches Material in Arbeiterwohnungen zu verbauen. In Deutschland organisierten sich Stahlarbeiter, sie wollten nach den Erfahrungen des Ersten Weltkriegs keine Waffen mehr produzieren.«

»Echt? Das ist mir ja völlig neu.«

»In Frankreich gründeten die Syndikalisten die ersten Arbeiterbörsen, Vorläufer unserer Arbeitsagenturen, aber selbstorganisiert. Und anders als in der Sozialdemokratie und in der kommunistischen Arbeiterbewegung solidarisierten sich Arbeiter und Arbeitslose miteinander. Kannst du dir das vorstellen? Weil sie sich gemeinsam organisierten, konnten die Unternehmer sie nicht gegeneinander ausspielen. Lohndumping funktionierte nicht, weil alle dicht beieinanderstanden. Der Arbeiter sagte: ›Für weniger mach ich es nicht.‹ Der Arbeitgeber antwortete: ›Dann

fliegst du halt. Draußen stehen Dutzende, die nur auf deinen Job warten.« Aber dann hat keiner von den Dutzenden die Stelle angetreten. Ist das nicht irre? Und jeder, der Arbeit hatte, hat die Solidarkasse der Gewerkschaft aufgefüllt, so konnte man sich in der Not gegenseitig helfen.«

»Sagenhaft.« Jens war ehrlich erstaunt.

»Ja. Und 1936 führten die spanischen Syndikalisten die wahre Demokratie in Katalonien, Asturien und drei anderen Regionen ein. Bis Franco mithilfe von Hitlers Waffen den Bürgerkrieg gewann. Die Syndikalisten beziehungsweise Anarchisten hätten es geschafft, wenn nicht die ganze Welt gegen sie gewesen wäre. Sogar die Demokratien Frankreich und England haben sie bekämpft. Die hatten nämlich in die spanische Eisenbahn und in marokkanische Bodenschätze investiert und fürchteten nun, enteignet zu werden. George Orwell sagt, für ein paar Monate waren in Teilen Spaniens alle Menschen gleich. Jeder arbeitete nach seinem Leistungsvermögen, jeder bekam nach seinen Bedürfnissen.«

»Schöne Welt. Funktioniert das?«

»Wenn alle mitziehen, schon.«

»Können wir also jetzt nach Hause fliegen.«

»Nicht so schnell, mein Freund. Die Frage ist doch: Warum sollten alle mitziehen? Gibt es ein gemeinsames Interesse?«

»Innere Sicherheit, Frieden, das Überleben der Erde. Wollen das nicht alle Menschen? Na ja, die Unternehmen denken in erster Linie an kurzfristige Gewinne.«

»Also müssen wir reden.«

»Meinetwegen.«